Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 53 (2011)

Artikel: William Wolfensberger, Pfarrer und Dichter [Schluss]

Autor: Florin, Mario

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972256

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

William Wolfensberger, Pfarrer und Dichter (Teil 2/2)

Mario Florin

In der Nacht vom 23. Dezember 1916 verlässt William Wolfensberger das Münstertal, am Weihnachtsabend trifft er bei seiner Schwester in Meilen ein. Die kommenden vier Monate erlebt er ganz auf seine Weise: Er möchte ein neues Pfarramt, in seinem Stolz aber sträubt er sich gegen die Stellensuche. «Wenn dreissig nach einer Wurst rennen, so mag man nicht der einunddreissigste sein». Die Probepredigten empfindet er als entwürdigend: «Sie können sich denken, wie müde man es wird, den Ruhm des grossen Lichtes zu verkünden an die Adresse kritischer Pfarrwahlkommissionen ...» (K 96)①. Als er in seinem geliebten Zürich nicht gewählt wird, ist er masslos enttäuscht.

> Deshalb konnte er die Tatsache, dass er trotz einflussreicher Verwendung nicht gewählt wurde, nicht einfach als Fügung hinnehmen. Er war mehr geneigt, Schlechtigkeit und Intrigen dahinter zu suchen. ... Wolfensberger besass nicht die Sanftmut und kraftlose Ergebung leidenschaftsloser Naturen. Er konnte ausser sich geraten in Zorn und Hass; er konnte ungerecht sein. Den «Kollegen» und Kirchenräten hat er nie verziehen und hat sie mit seinen Sarkasmen verfolgt. Er hatte die Überzeugung, dass ihm Unrecht geschehen sei und dass man ihm alles zum Fehler angerechnet hatte: «Schüchi», Dichterei, Zerwürfnis mit der ersten Gemeinde, Unverheiratetsein. (K 96–97)

Die Wahl nach Rheineck akzeptiert er «ohne Enthusiasmus». In seiner Antrittspredigt äussert er – wie immer der absoluten Aufrichtigkeit verpflichtet – Zweifel an der Kirche und an sich selbst; seine Ansprüche sind gross, und die Instanz, der er genügen muss («die Wahrheit»), unendlich:

> Die allergrösste und schwerwiegendste Frage ist: Können wir auf dem Weg der Kirche an die Menschen herankommen, ist nicht die Zeit vorüber, da die Kirche noch eine Kraft und ein Salz sein konnte? Passen wir Kirchenmänner und die Kirchen noch in die moderne Welt hinein? Wird nicht das Wort der Predigt betäubt von der grossen Alltäglichkeit? ... Werde ich das Licht sein können, das die Menschen hinweist zu dem ewigen Lichte, zu der ewigen Flamme? Wie kann es geschehen, dass ich die Wahrheit, die ich zu vertreten habe, leuchten lassen kann als etwas Grosses, Göttliches? dass ich der Müdigkeit und Zweifel Herr werde? (K 101–102)

In Rheineck beginnt Wolfensberger wieder zu schreiben, zuerst «weltliche Andachten» *(Religiöse Miniaturen, erste Auflage 1917),* im Sommer *Christus im Warenhaus* (cf. BJ 2010), dann auch *Veronika* und *Die Seuche von Charpella.* In seinen Gedanken und Texten ist Wolfensberger immer noch im Münstertal, auch wenn er «die neu entstehenden Erzählungen in einer fiktiven Geographie spielen» lässt «mit den Namen Pralöng, Prazöl, Surom, Ursulinendorf etc. In seinem Nachlass findet sich eine von Wolfensberger selber gezeichnete Skizze ..., in welcher die Ortschaften und ihre Lage im Tal eingezeichnet sind. ... Die fiktive Geographie ist unschwer als die reale des Münstertals erkennbar: Surom steht für Tschierv, Prazöl für Fuldera, Ursulinendorf für Santa Maria, Valdür für Valchava, Pranöv für Lüsai und Pralöng für Lü!» (Probst 287).

Soziales Verständnis

Von Glanz und innerem Reichtum ist in Wolfensbergers späten Erzählungen nicht mehr die Rede; die Helden sind nun nicht Arme, Alte oder vom Leben Gezeichnete, sondern Bäuerinnen und Bauern, die mitten im Leben stehen und diesem gegenüber eine pragmatische, ja manchmal zu pragmatische Haltung einnehmen. Sie verhalten sich nicht edel, sondern auf ihren Vorteil bedacht – nicht, weil sie von Natur aus schlecht sind, sondern weil die Lebensumstände ihnen kaum eine andere Wahl lassen. So ist der Geiz Bargez Gronds (in *Veronika*) nicht einfach ein Charakterfehler, sondern eine Folge der ökonomischen Lage dieses Kleinbauern: Bargez konnte dieses Jahr nur eine anstatt zwei Kühe verkaufen. Dies bedeutet eine ernsthafte Bedrohung seiner Familie. Auf dem Heimweg überlegt er sich, wie es nun weitergehen soll:

> Bargaz Grond wusste, dass er sich auf niemanden in Pralöng verlassen konnte. Er sah wohl ein, dass ihm nur eines helfen könne, wenn er es mit seiner Familie bis zum nächsten Viehverkauf treiben wollte, ohne in die Abhängigkeit von einem einzigen zu geraten: Er musste, wenn er bis dahin gespart hatte, von nun an geizen. Hatte er bis dahin gearbeitet, so musste er von nun an schinden lernen. (72)

Die oft lächerlichen Streitereien der kleinen Bauern und Bäuerinnen sind Versuche, sich ein bisschen wichtig zu machen, ihrer Existenz ein wenig Bedeutung zu geben. Der Streit zwischen Mathias Burtel und Simmi Pazeller *(Die Seuche von Charpella)* beginnt damit, dass Burtels Frau ihren Wohlstand sichtbar machen will:

> Mathias Burtel hatte nämlich eine Frau, die eine besondere Vorliebe für bunte Farben hatte. Und da sie nun in den Jahren ziemlich habliche Bauern geworden waren und auch mit ihren fetten Alpwiesen schön vorwärtskamen bei den hohen Viehpreisen, schien es der Frau, sie sollten das doch auch in irgendeiner Weise zeigen können. (109)

Mit ihrem Streit richten sich die beiden Bauern beinahe zugrunde; doch ausser sich selbst schaden sie niemanden. Anders einige Grossbauern, die im Tal alle politischen Ämter auf sich vereinigen und die Kleinbauern durch Verschuldung in ihre Abhängigkeit bringen. Sie kennen kaum Skrupel, stehen moralisch viel tiefer als jene, die mehr Getriebene als Treibende sind. Einer jener grossen Bauern ist Bastian Pitschen Pott, der Gemeindepräsident von Pralöng,

> ... der auf guten Zins hier hundert Fränklein lieh und dort mit hundert «half», und der dann hinterher seinen Opfern die fettesten Schweine und Schafe und die besten Kühe um einen Spottpreis aus dem Stalle stahl ... Wo eine arme Witfrau in Geldnot war oder Unglück im Stall gehabt hatte, war er sicher wie der Schatten des Missgeschicks hinterher, und wehe dem, der sich auf den glatten Stock seiner Lügenworte stützen wollte oder der allgewandten Freundlichkeit seines gewissenlosen Mundes Glauben schenkte; er war todsicher betrogen, und wer einmal in seine Krallen geraten war, den liess er nicht gehen, ohne ihn nach Noten gerupft zu haben, und schnell kann er sicher nicht wieder los. (72)

Reue, Scham, Umkehr

In *Die Seuche von Charpella* sind Neid, Eitelkeit und Eifersucht Motoren der Handlung, zuletzt dann aber auch die Einsicht in die Unrechtmässigkeit dieses Tuns. Simmi Pazeller und Matthias Burtel hatten nach einem Brand der vier Häuser des abgelegenen Weilers Charpella das Land der beiden andern Familien günstig an sich gerissen und «bei der Sache auch ein nettes Händelchen gemacht in aller Einigkeit und Verschwiegenheit».

> Aber wie es dann unter den lieben Menschenkindern so oft geht: Die Einigkeit, welche um des Gewinnes und der verborgenen Interessen willen damals so fest gewesen war, hatte dann bald einen Riss bekommen. Denn nun erwachte unter ihnen selber der Neid. (108)

Um ihrer Nachbarin eines auszuwischen, streicht Mathias Burtels Frau die Fensterläden ihres Hauses neu mit roter Farbe an. Einige Wochen später sind die Läden des Nachbarhauses aussen dunkelgrün und innen hellblau. Der Streit treibt immer weitere Kreise und wird zum «zähen Kampf zweier Stiere», als sich auch die Ehemänner an ihm beteiligen. Burtel leitet das Wasser der Quelle, die den Brunnen zwischen den beiden Häusern versorgte, so um, dass der Nachbar immer einen Umweg machen muss, wenn er sein Vieh zur Tränke führt.

Damit war nun die Ursache geschaffen, an die sich eine unabsehbare Kette der folgenschwersten Ereignisse knüpfte, die für beide Teile eitel Leid und Not bedeuteten. Simmi Pazeller, welcher sich in dieser Wasserfrage mit sicherem Instinkte im Rechte wähnte, gedachte in der Sache nicht lange hin- und herzufackeln. Darum machte er sie alsbald vor Gericht anhängig. (118–119)

Vorerst bleibt die Angelegenheit liegen. Mathias Burtel bekommt die Wartezeit schlecht:

Er verschmähte es, zu einem Rechtsanwalt zu gehen. Die Sache sei ja mehr als sternenklar für einen, der gesunden Menschenverstand besitze. Darum führe er seinen Prozess selber, und am Fertigwerden zweifle er nicht. ... Er begann an den Wirtstischen das grosse Wort zu führen und geriet in die Hände der Hocker und Faulenzer, die bei Tabak und Schnaps die Welt verbessern. (120–121)

Immer mehr vernachlässigt Burtel seinen Hof; zwischen ihm und seiner Frau kommt es zu bösen Worten «und binnen wenigen Monaten war die leide Sache in seinem Haus so weit gediehen, dass kein Tag verging, ohne dass sie sich um einer nichtigen Angelegenheit willen oder auch nur wegen einer Kärerei in den Haaren lagen» (123). Die Wendung geschieht erst, als in Simmi Pazellers Stall die Seuche ausbricht:

In Simmi Pazeller stieg eine wohlige Freude auf. Eigentlich war sie ganz gut gekommen, diese Seuche. Nun konnte er dem drüben doch das antun, was einem rechten Bauer am wehesten tut: ihm in den Stall greifen, ohne dass er sich wehren konnte. Die Unzufriedenheit der vergangenen Monate und Jahre, der Hass und die Schadenfreude des Schädigers stiegen in ihm auf und durchklopften ihn wild ... Simmi Pazeller hatte eine unruhige Nacht. Denn die ganze Leidwerkerei, die sie seit Jahren gegenseitig betrieben hatten, mit Eifer und bösem Bedacht ... kam nun deutlich bis auf das kleinste Pünktlein wieder vor sein Auge ... Es war ihm nicht wohl bei der Sache, die er nun mit schlauen, aber unsauberen Händen angattigen wollte. Was war denn die Folge? Was hatten sie beide eigentlich zuletzt stets gehabt von ihren Neideleien? Es stieg in ihm ein Gefühl der Beschämung auf. Zwar rechtfertigte er sich rasch selber. Mit dem Brunnen da war er im Recht; das Wasser musste sich niemand abgraben lassen. ... Mit einemmal fiel es Simmi Pazeller auch schwer auf die Seele, dass sie nicht nur untereinander Streit hatten, sondern dass die Burteln drüben im eigenen Hause in Zwietracht waren, seitdem die beiden Familien im Hader waren. (126–127)

Am nächsten Morgen sagt Simmi zu Burtel, dass er die Seuche im Stall habe. Burtel wäre lieber gewesen, «der Pazeller hätte ihm etwas Schlimmes angetan. Da wäre die Verhaltensfrage bedeutend einfacher gewesen» (129). Nachts begegnet er ihm auf dem schmalen Pfad nach Charpella, die beiden können einander nicht aus dem Wege gehen, und da erzählt Pazeller, er habe im Dorf nur den versoffenen Nottal, der kein eigenes Vieh mehr habe, dazu überreden können, ihm zu helfen, seine kranke Frau ins Spital zu bringen. Tags darauf steht Burtel vor Pazellers Türe und bietet ihm seine Hilfe an. Während dessen Abwesenheit besorgt Burtel Pazellers Stall, acht Tage später bricht auch bei ihm die Seuche aus. Wenige Wochen später verliert Burtel den Wasserprozess.

Als Matthias Burtel und Simmi Pazeller die Gerichtstube verlassen hatten, gingen sie zusammen heim. Auf dem Wege nach Charpella machten sie miteinander aus, dass der versetzte Brunnen nach freiem Übereinkommen an seinem jetzigen Standorte verbleiben sollte. In jenem Jahr kamen sie sich wieder näher. Sie halfen einander aus, wo sie konnten, lernten sich wieder achten und Freude haben am Erfolge des andern. (131)

In den kommenden Jahren der Freundschaft lernen sie die «tiefste Wahrheit des Lebens» zu verstehen:

Dass nicht allein der Hass um sich greift wie eine verseuchende Krankheit, sondern dass noch viel mehr in der Liebe eine ansteckende Kraft wohnt, der sich keiner entziehen kann, welcher von ihr berührt wurde. (132)

Auch *Veronika* ist nach dem Muster «Läuterung durch Scham» gebaut: In seinem neu erwachten Geiz kommt Bargaz zum Schluss, die Schwiegermutter koste mehr, als sie einbringe. Die alte Frau spürt die schlechte Stimmung und zieht in eine alte Hütte ein wenig ausserhalb des Dorfes. Veronika, ihre Enkelin, besucht sie fast täglich und bringt ihr etwas zu essen mit, im Glauben, die Mutter merke nichts.

Bald aber stellt sich heraus, dass Bargaz' Rechnung nicht aufgeht: Der Stall leidet unter der Abwesenheit der Gross-

mutter. Trotzdem hält er an seiner einmal gemachten Meinung fest:

> Ja, mit bäuerischer Harnäckigkeit wog und berechnete er immer wieder dieses Maulvoll Essen, das die Grossmutter scheinbar umsonst an seinem Tisch genossen hatte. Und je mehr er im tiefsten Grunde sich von der Haltlosigkeit seiner Aufassung überzeugen musste, desto erpichter suchte er daran festzuhalten. (100)

Baragaz ist also nicht bereit, seinen Fehler zuzugeben, bis er eines Abends Veronika trifft, die der Grossmutter Butter bringt.

> Bargaz Gronds Blick hing an dieser zerknüllten Zolle Butter, die von diesen Kinderfingerchen umspannt waren. Er sagte kein Wort mehr. Schweigend trieb er sein Tier zu Stall. Zum erstenmal in seinem Leben schämte er sich. Er hatte sich niemals geschämt. Im Stolze seiner Ehrbarkeit hatte er immer gelebt. Aber diese beiden schwachen Kinderhände hatten seine arbeitverschwielten Sorgenhände zuschanden gemacht. Darum schämte er sich. (104)

Am folgenden Sonntag nach der Predigt holt Bargaz die Grossmutter zurück nach Hause – er liess sich also von der Scham aus seiner Selbstbezogenheit und Verstocktheit herausreissen.

In *Veronika* und *Die Seuche von Charpella* ist es Wolfensberger noch möglich, seine Protagonisten zu einem guten und erbaulichen Ende – der Überwindung des Bösen durch die Scham – zu führen. In seinen letzten Texten fehlt ihm dieser Glaube, was wohl mit einer weiteren schlechten Erfahrung mit seinen Münstertaler Gegnern zusammenhängt.

Noch ein Schlag

Mitte August 1917 druckt «Der Freie Rätier» ein «Eing.» ab, in welchem darauf hingewiesen wird, dass Fuldera nun den Friedhof umbauen lasse:

> Und wer zahlt die 3000 Fr. Baukosten? Selbstverständlich die in den letzten Jahren von Pfarrer Wolfensberger an verschiedenen Orten in- und ausserhalb unseres Kantons veranstaltete Sammlung zugunsten des Friedhofes Fuldera – so wird sich jeder Spender sagen. Nein, ihr werten Spender, der Sammler Wolfensberger (zurzeit in Rheineck), der die Gemeinde in unverantwortlicher Weise überall, wo er zugunsten unseres Kirchhofumbaues Vorträge hielt, mit den dunkelsten Farben an die Wand malte und blossstellte, leitete nachträglich die geflossenen 3000 oder 4000 Franken auf eine unbekannte Mühle, weil die Gemeinde auf seine gestellten Bedingungen nicht eingehen konnte. (Der Freie Rätier, 17. August 1917)

In seiner Antwort in derselben Zeitung hebt Wolfensberger hervor, dass das von ihm gesammelte Geld von der Gemeindeversammlung zurückgewiesen worden sei. Er habe dann nach einem möglichst ähnlichen Zweck für das Geld gesucht und es den Gemeinden Cierfs und Lüsai gegeben.

> Das ist die «unbekannte Mühle», von welcher der Kritiker redet. Beiderseits geschah die Übergabe in aller Form durch die Kirchenvorsteherschaften, welche im Namen der Gemeinden auch die Bedingungen unterschrieben, d. h. die Aufstellungen, worin sie sich verpflichteten, das Geld im Sinne der Spender zu gebrauchen. (Der Freie Rätier, 28. Aug. 1917)

Dem Verfasser des «Eing.» müssen diese Ereignisse bekannt gewesen sein. Sein Artikel kann deshalb nur als Versuch verstanden werden, Wolfensbergers Ruf zu schädigen. Sein Freund Lejeune hat erlebt, was dieser Angriff für Wolfensberger bedeutete:

> Empfindlicher hätte Wolfensberger nicht getroffen werden können – er, der nicht nur von einer geradezu peinlichen Genauigkeit in Geldsachen war, sondern darüber hinaus stets eine grenzenlose Freigebigkeit übte und nachweislich unter die Armen seiner Münstertaler Gemeinde mehr Geld verteilte, als er in jenen Jahren an Geld bezogen hatte. Obschon der «Freie Rätier» in der Folge nicht nur eine ausführliche Erwiderung des so schmählich Angegriffenen, sondern ausserdem noch eine Entgegnung von mir und eine Erklärung des damaligen Kreispräsidenten vom Münstertal veröffentlicht hatte, so dass die Öffentlichkeit über den wahren Sachverhalt zur Genüge unterrichtet worden war, wollte diese frische Wunde lange Zeit nicht heilen. Wochenlang war Wolfensberger wie gelähmt und konnte auch nicht mehr arbeiten. (Lejeune 485–486)

Umso erstaunlicher ist der Ton, zu welchem Wolfensberger im Jahr darauf in *Die Glocken von Pralöng* findet.

Alle machen sich schuldig

Die Glocken von Pralöng ist die längste Erzählung Wolfensbergers (125 Seiten in der Aus-

du nur soweit kommst, dir
über Gott Gedanken zu ma-
chen. Es frommt dir nichts
wenn du über die Sonne
alle Gesetze & Formeln kennst,
wenn du über Gott nicht
denken & nicht reden, wenn
du ihn allein leben ...
Die Forscher machen
kluge Gesichter & stellen
die Formeln auf, die Theo-
logen bilden ihre Theoreme
& Spekulationen ... Aber
einmal, einmal die Sonne
gesehen zu haben ist tausend-
mal mehr als über sie
den Gelehrtenkram zu kennen.

Wir Kranken daran. Wir
Erwachsenen, grosses Menschen.
Die Kinder sind weiter als
wir.
Wir sorgen & studieren: Wie
kommt dies & das & stimmt jenes
zum andern? Wie verhält
sich diese wieder Wahrheit zu
jener anderen erprobten?
Die Kinder sind weiter. Sie
fragen nicht nach Was & Wo
& Wie. Aber wenn Sonnentag
ist, geht ihnen ihr Herz
über & lacht es durch die
Gesichter. Frag ein Kind: Was
ist die Sonne? Es zeigt nach
der Sonne ... Sie zu kennen ist ihm

Lieber: Lass alles wachsen!
Hab ruhig Glut. Auch wenn
in dir nicht lauter Weizenhalme
sprossen; auch wenn um
dich & auf dem Acker Welt
scheinbar andere Keime das
Gute überwuchern wollen,
warte. Der Herr der Ernte
wird zu seiner Zeit alles
scharf & gut besorgen.
Das Göttliche erträgt das
Ungöttliche, weil es stärker
ist. Warum verzagen, wenn
im Acker allerlei Ungehöriges
steht. Siehst du nicht, dass
kein Klatschmohn jemals eine
Aehre überdauerte. Es verblüht

so schnell & er, der so grell &
lustig gepranzt & in schmucklosem
Kleid, steht dann mit seiner
kahlköpfigen Kapsel so lächelnd
& greint.
Zwischen Winden & Disteln wächst
das Korn. Du sorge nur, dass
du eine Aehre bist & dann wird
dein Wachstum fürwahr nicht
beeinflusst werden ob rechts ein
Mohnlein prunkt & sein buchstabes
Gesicht macht & links eine Distel
spitzelt.
Deine Sehnsucht darf nur
Eines noch sein: Zu wachsen
& zu reifen. Man kann wachsen
& reifen unter Dorn & Distel.

Handschrift aus: Wolfensberger, William: O Sonne!: Betrachtungen über des Christen Wandel. Juli 1918/Faksimilewiedergabe (nach dem Manuskript, hrsg. von) Frl. Berta Reiser (mit Vorwort von) Jak(ob) Bosshart. (St. Gallen): (Selbstv. der Herausgeberin), 1922.

gabe Lejeunes). Sie handelt von verschiedensten Intrigen, mit welchen die Protagonisten der Erzählung versuchen, ihr Ansehen oder ihre Stellung innerhalb des Dorfes zu verbessern. Bastian Pitschen Pott, Gemeindepräsident von Pralöng, und der reiche Capol, Gemeindepräsident von Pranöv, möchten Nachfolger des Landammanns Maini werden. Potts Versuche, Capol auszustechen, sind der Motor der Handlung. Um seine Wahlchancen zu verbessern, hat er sich in Pranöv mit Krediten ein Dutzend Stimmen gekauft:

> Denn er rechnete damit, dass unter den einundzwanzig Stimmberechtigten, die das Dörflein aufzubringen hatte, ausser seiner eigenen Stimme zwölf Stimmen seiner Schuldner waren. Unter diesen zwölf armen Schluckern getraute sich auch nicht einer, die Hand hochzuheben, wussten sie doch zu gut, dass ihnen am anderen Morgen schon ihre Schuldenpöstlein unfehlbar gekündigt worden wären. Jedermann wusste, dass Bastian Pitschen Pott seine Karten auf diese Weise legte und nur darum so wohltätig seine Gelder auf Zinsen lieh, um dadurch seine führende Stellung in Pralöng behaupten zu können. Trotzdem man ihn fürchtete, kam es in dem engen Dörflein immer und immer wieder vor, dass infolge Notlage oder Unglücks neue Opfer in die Krallen des schiefnasigen und gewalttätigen Gemeindehauptes gerieten. (150)

Als Maini der Kirchgemeindeversammlung verkündet, er wolle sein Amt nun Jüngeren übergeben, und dem Dorf als Abschiedsgeschenk neue Glocken verspricht – die Glocken von Pralöng sind im ganzen Tal für ihren Missklang bekannt –, merkt der durchtriebene Pott sofort, dass sich Maini mit diesem Geschenk die Wiederwahl sichern will. Vorerst ist Pott klar, dass er gegen den stärkeren und reicheren Maini nichts zu tun vermag, dass er nur versuchen kann, diesen die Wiederwahl möglichst teuer werden zu lassen. Er will ihn darum in der Kirchgemeindeversammlung dazu verpflichten, nicht nur die Glocken, sondern auch den Glockenstuhl zu bezahlen. Einen Beschluss fällt die Versammlung aber nicht. Nach seiner glanzvollen Wiederwahl schiebt Maini die Angelegenheit mit allerlei Argumenten auf die lange Bank. Kurz darauf stirbt er, ohne die Sache geklärt zu haben und ohne Legat für die Glocken. In seinem Testament verspricht er der Gemeinde 2200 Franken für die Innenrenovation der Kirche – nicht aber für neue Glocken. Pott findet mit Hilfe seiner tatkräftigen Frau einen Weg, um aus dieser Schenkung für sich selber einen Vorteil zu ziehen. Der Kirchgemeindeversammlung schlägt er vor, mit der Renovation in kleinen Schritten vorzugehen. Zuerst solle im Gemeindewald Holz für das neue Täfer gefällt und der Kirchgemeinde verkauft werden. Damit komme die politische Gemeinde zu Geld, und die Männer von Pralöng könnten an der Arbeit verdienen. Vierzehn Tage nach der Versammlung liegen «die fertigen Bretter in hohen Stössen zum Trocknen» bei der Kirche aufgeschichtet (242). Doch werden sie – der ironische Ton, in welchem Wolfensberger die Episode zu Ende erzählt, lässt daran kaum Zweifel – wohl nie ihrem Zweck zugeführt:

> Als es einzuwintern begann und man befürchten musste, die schönen Bretter könnten über Winter in Schnee und Eis geraten, und ernste Gefahr bestand, auf diese Weise könnte kostbares Kirchengut bis zum Frühling zugrunde gehen, war es wiederum Bastian Pitschen Pott, welcher einsichtig genug war, die guten Bretter beizeiten unter Dach und Fach zu schaffen; und es gelang ihm, noch einige einsichtige und fortschrittliche Männer im Dorfe zu finden, welche gleich ihm ihre Holzgaden gerne zur Verfügung stellten und einen Teil der Kirchenbretter sorgfältig darin bargen. Denn einem rechten Manne gilt jeder Besitz heilig! So herrschte damals in Pralöng eine selten gekannte Eintracht und Zufriedenheit. (256)

An der nächsten Kirchgemeindeversammlung schlägt Pott vor, für die Renovation Kalk in so grossen Mengen zu brennen, dass man diesen weiter verkaufen könne und dabei noch etwas für die einzelnen Haushalte bleibe. Bedenken, ob der Rest des Legats für die Erstellung des Täfers und der Bänke reiche, werden höchstens heimlich geäussert, «und niemand sagte mehr ein Wörtlein, als es an den Bau des Kalkofens ging und dafür Taglöhne entrichtet wurden, dass allen das Herz im Leibe lachte…» (250). Und bald werden fast überall «Küchen, Hausgänge, ja selbst Stalldielen geweisst, gekalkt und ausgeflickt». (254)

An der Kirche wird schliesslich fast nichts gemacht: die Mauern erhalten einen neuen

Verputz, und für die bleibenden 250 Franken wird die Decke neu bemalt. Von den 2000 Franken des Legats wird also nur ein Bruchteil im Sinne des Spenders verwendet. Aber Pott weiss, dass niemand gegen ihn aufmucken wird, denn alle haben profitiert. Er aber konnte sich als Wohltäter des Dorfes profilieren, und ohne Schwierigkeiten wird er zum Nachfolger Mainis gewählt.

Auch Josef Manser und Jon Nicola kämpfen um Ansehen und Würde. Beide halten sich für grosse Musiker und suchen ständig nach Gelegenheiten, Proben ihres Talentes zu geben. Nicola erträgt es nur schlecht, dass man Manser zum Organisten gewählt hat, und er beschliesst, diesen zu blamieren:

Er hatte daher begonnen, mit seiner Baritonstimme, auf die er sich nicht wenig zugute tat, möglichst stark mitzusingen. Um aber den wahren Grund seiner Sangesfreude zu verdecken, hatte er sich vorher des öfteren zum Schullehrer geäussert, es stehe mit dem Kirchengesang schlecht bei den Männern, es sei jammerschade. So hoffte er von Sonntag zu Sonntag seinen Gegner und Rivalen, der in Angstschweiss gebadet sich an dem Örgelchen abmühte, von dem hohen Stuhle der Verehrenswürdigkeit in den Kot der Lächerlichkeit herunterzuwerfen. Ja, mit Absicht und Berechnung probierte er manchmal, dem Gesang ein wenig voranzueilen und dadurch in das Tempo Verwirrung zu bringen. ... Als vor Monaten dieser heimliche Ringkampf der beiden Gegner ruchbar wurde, geschah das Wunder, dass die Kirche von Pralöng sich langsam zu füllen begann. (158)

Die Schuld am üblicherweise schlechten Kirchenbesuch geben die Leute von Pralöng den unbequemen Kirchenbänken.

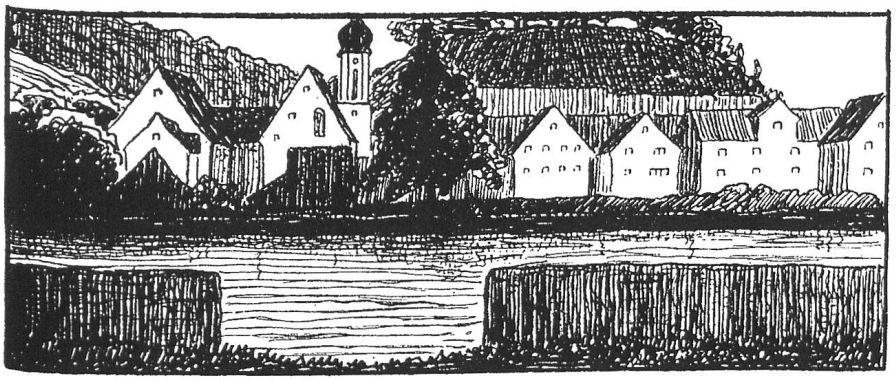
Es ist leicht verständlich, dass bis dahin der Besuch der Gottesdienste an diesem misslichen Umstande gelitten hatte. Andere Gründe konnten es nicht sein, welche die Leute verhindert hätten, eine doch anerkannt nützliche Einrichtung wie die Gottesdienste zu besuchen. (160)

Wie schon im vorletzten Zitat stellt Wolfensberger auch hier eine ironische Distanz zu den Protagonisten her, indem er ihre Position übernimmt und übertreibt, so dass ihre Unwahrhaftigkeit hervortritt.

In dieser kleinen, aber alles andere als idyllischen Welt denkt jeder nur an seinen Vorteil. Niemand kommt auf die Idee, sein Leben auf weniger eigennützige Motive hin auszurichten; und wenn einmal jemand sein Verhalten ändert, dann nur, um daraus einen Gewinn zu ziehen. So etwa Josef Manser, als er der von seinem Konkurrenten geleiteten Dorfmusik beitritt und sich damit dessen Oberhoheit unterwirft:

Freilich konnte einem sicheren Auge nicht entgehen, dass diese ganze Einigkeit der beiden Kunstgrössen mehr durch äussere Umstände herbeigeführt worden war; und darum blieb immerhin zu befürchten, es könnte diese Harmonie der Seelen nicht so sehr dem Drang des Herzens als einer pfiffigen Kopfrechnung entsprungen sein und infolgedessen auch nicht von ewigem und unverbrüchlichem Bestande bleiben. (188)

Der Glaube an die Veränderbarkeit des Menschen fehlt in diesem Text völlig; er führt uns vielmehr eine Welt vor, in welcher sich alle mehr oder weniger korrumpieren, die Wichtigen wie auch die Unwichtigen. Der Pfarrer als Hüter der Moral



Vignette aus «Lieder aus einer kleinen Stadt»: Blick auf das Städtchen Rheineck.

mischt sich nicht ein. Einzig das verlotterte Kirchlein verkündet Veränderung:

> Das ganze Kircheninnere predigte gewaltig nach Umkehr, Besserung und einem erneuerten Dasein. (161)

Doch niemand vermag den hier von Wolfensberger zur Metapher gemachten Zustand der Kirche als Aufforderung zur Umkehr zu lesen – auch die Leserinnen und Leser nicht, muss man wohl zufügen, würde er sie nicht ausdrücklich darauf stossen. Weil Wolfensberger dieser Glaube nun fehlt, muss er auch nichts beweisen, muss er die Möglichkeit einer Veränderbarkeit nicht darlegen wie in *Die Seuche von Charpella* und *Veronika*. Befreit von diesem Zwange, wird er zu einem echten Erzähler. Wohl gerade darum ist *Die Glocken von Pralöng* Wolfensbergers bester und auch längster Text. Er ist nicht auf eine Pointe hin konstruiert, sondern lässt die Handlung ihren Lauf nehmen. Jede idealistische und religiöse Überhöhung des Menschen fehlt; an ihre Stelle treten – zum ersten und einzigen Mal in einem Text Wolfensbergers – Ironie und Sarkasmus, aber nicht Gehässigkeit. Lejeune, der Wolfensberger bis zu dessen Tod sehr nahe stand, schreibt, in den *Glocken von Pralöng* sei Wolfensberger die Kunst zu einem Mittel geworden,

> ... das Leid und die Bitterkeit, die er in sich trug, zu überwinden. Diese Arbeit wurde ihm zur eigentlichen Befreiung, und nachdem er sie am 6. Juli vollendet hatte, schloss sich eine seltsam beschwingte Schaffenszeit an sie an. (488)

Dem Leid und der Bitterkeit ist ganz gewiss auch der Zorn zuzurechnen. Es war der Zorn, der Wolfensbergers idealisierendes Menschenbild hinwegfegte, in dem zuletzt immer das Gute über das Böse triumphierte. Doch gelang es Wolfensberger, diesen in eine produktive Kraft zu verwandeln. An keiner Stelle der Erzählung liefert er sich seinem Zorn und seiner Bitterkeit aus. Im Münstertal allerdings hat man die Protagonisten der Erzählung mit realen Figuren identifiziert und darum die menschliche Leistung Wolfensbergers anders beurteilt.

Triumph des Bösen

Wolfensbergers letzte Erzählung, *Seines Bruders Hüter,* ist noch dunkler, noch abgründiger. Philipp Flurin, seines Zeichens Kirchenvorsteher von Surom und Präsident der Kreisvormundschaft, schlägt nach dem Tode der Eltern seinem Bruder Padrot vor, das Los über die Verteilung der Erbschaft entscheiden zu lassen. Obwohl die Güter sehr ungleich verteilt sind, zieht er mit auffallender Ruhe sein Los und erhält den besseren Teil des Erbes. Als Philipp wenige Wochen später die Tochter des Gemeindepräsidenten heiratet, ist allen klar, dass Padrot betrogen worden ist – der Gemeindepräsident selbst hatte die Lose vorbereitet. Padrot lässt sich gehen, verkauft sein kleines Erbe und beginnt zu trinken. Damit verscherzt er sich die gute Meinung der Leute des Dorfes. Jahre später kehrt er in das Tal zurück, um als Knecht beim alten Thomas ein neues Leben zu beginnen:

> Padrot knechtete sich durch einen Sommer und den Herbst des andern Jahres hindurch. Es war, als sei die alte Krankheit der Zuchtlosigkeit gebrochen, und als komme nach jahrelangem Siechtum in ihm nun die gesunde Kraft seiner ehrbaren Eltern wieder obenan, die ihn unermüdlich an das Werkelgeschäft eines rüstigen Lebens trieb. Ja, es schien, als ob die gewaltsam unterdrückte Arbeitsfähigkeit mit doppelter Wucht ihr Recht verlange und kaum zu stillen sei und das neue Leben, welches erwacht war, mit ungeahnter Triebkraft erfüllte. (281)

Weil Thomas die guten Eigenschaften Padrots erkennt – ebenso wie die schlechten Philipps, aus dessen Einfluss er Padrot entfernen will – überlässt er ihm ein Häuschen etwas ausserhalb des Dorfes, wo er eine selbständige Existenz aufbauen kann.

Die öffentliche Meinung beginnt sich zu Philipps Ungunsten zu wenden, was nicht zu seinen Karriereplänen passt. Er bereut es nun, seinen Bruder bei der Verteilung des Erbes betrogen zu haben, aber es ist ...

> ... nicht etwa die Reue des Herzens, welches betroffen wurde von dem Drucke seiner eigenen Entschliessungen und den Wunsch aufsteigen fühlt, den verfluchten Steinacker des Eigennutzes umzuwandeln in ein fruchtbar Feld und abzufahren mit dem Gedörn und Wust, die noch darauf sind. Sondern es war die gelbe Reue des Kopfes, der die Stirne brennen fühlt um der

falschen Rechnung willen, die er zusammengestiefelt hat, und die aufsteigende Kraft der Scham umwandeln will in neue Rechnungspläne. (275)

Der Reue des Herzens gegenüber, die Bargaz Grond, Simmi Pazeller und Mathias Burtel empfanden, ist Philipp Flurin völlig unempfindlich. Darum kommt es hier nicht zu einer Wendung hin zum Guten, sondern zum Triumph des Bösen. Ein Schluck des Abendmahlweines im Weihnachtsgottesdienst genügt, um Padrot wieder zum Säufer werden zu lassen. Er betrinkt sich in allen Pinten der umliegenden Dörfer und verschwindet danach. Erst drei Monate später klärt sich sein Schicksal auf. Man findet seine Leiche in einer Fuchsgrube in der Nähe seines Häuschens.

Als man nachgrub, stiess man auf die Leiche Padrots, welche sich in einem fürchterlichen Zustande befand. Sie lag ziemlich genau der Länge nach in einem der zahlreichen Wassergräben, welche, von Prazöl beginnend, schief durch die Wiesen laufen. Offenbar war er in seinem entsetzlichen Rausche in ein derartiges Rinnsal gestolpert und zu Fall gekommen und hatte dabei mit dem Hinterkopf unglücklicherweise auf einen der Steine im Feld aufgeschlagen und war dann wohl bewusstlos liegen geblieben. Wenigstens zeigte der Hinterkopf eine schauderhafte Schädelfraktur, die in jedem Falle, auch wenn er Hilfe gefunden hätte, tödlich verlaufen wäre. (317)

Kurz darauf verkauft Philipp das Häuschen Padrots, und bald wirft dessen Kuh ein schönes Kalb. Philipp und seine Frau Maclaina finden am Ende der Erzählung, «die letzten Jahre hätten ihnen Glück gebracht, und auch das kleine Erbteil von Prazöl war ihnen natürlich ein Nutzen. Wenn es auch nicht ein wesentlicher war, so war es doch immerhin zu schätzen und dankbar zu anzuerkennen». (319) Diese Verlogenheit wird noch übertroffen vom Kommentar, den Maclaina zum Tode Padrots abzugeben pflegt:

Maclaina sagte manchen, die beim Anblick des Lämpleins auf Padrot zu reden kamen, wie dieses elende Ende seines Bruders ihrem Philipp zu schaffen gemacht habe, nachdem sie sich wieder derart gefunden hätten. Am Anfang habe sie eine rechte Sorge gehabt, der Kummer könnte ihm am Ende noch in das Blut übergehen, und das sei dann ganz lätz! Er behaupte auch immer, den Anstoss zu dem Unglück habe jener Weihnachtsmorgen gegeben: Padrot sei halt doch noch nicht mit dem rechten Geist zum heiligen Mahle gekommen, und vielleicht habe sich das gerächt. Der Wein sei ihm eben noch Wein und nicht Blut gewesen, und als er davon wiederum genossen, sei er ihm verfallen. (318)

Diese unerträgliche Salbaderei macht Philipp und Maclaina vollends zu – man kann es nicht anders sagen – grundschlechten Menschen. Die Erzählung lässt offen, ob nicht Maclaina (und mit ihr Philipp) der Trunksucht Padrots nachgeholfen habe. Sie hat ihm nämlich zu Weihnachten eine kleine Petrollampe geschenkt und dieser – aus Irrtum, wie sie behauptet – noch eine Flasche Spiritus (anstatt Petrol) beigefügt. Die Flasche ist, als Philipp sie findet, leer – Padrot muss den Sprit getrunken haben. Die Verlogenheit von Maclaina und Philipp festigt den Verdacht, sie hätten die Flasche absichtlich «verwechselt». Waltete über den Protagonisten der frühen, ebenso dunklen Erzählungen ein unbarmherziges Schicksal, so handeln Philipp und Maclaina als verantwortliche Menschen aus eigenem Willen. Wurde in den frühen Texten Schicksal behauptet, so wird es hier erzählt; und darum liest man diesen Text auch heute noch mit Beklemmung.

Sonnenmystik und Versöhnung

Noch vor *Seines Bruders Hüter* schrieb Wolfensberger fünf Predigten unter dem Titel *Oh Sonne! Betrachtungen über des Christen Wandel.* Er entfaltet darin eine Theologie zwischen den Polen Selbstbehauptung/Eigenliebe/Überhebung einerseits und Hingabe/Demut andererseits: Die Menschen wollen und müssen sich wichtig machen, sie stellen sich in den Mittelpunkt, denn sonst haben sie im Leben keinen Erfolg. Sie leben, als ob sie der Mittelpunkt der Welt, das Oberste wären. Christus hingegen lehrt, dass wer sein Leben gewinnen will, es verlieren müsse.

Von dem Augenblick an, wo wir in Demut kreisen wollen um die Sonne Gottes und uns selber aufgegeben haben, fangen wir an, von diesem Sonnenlichte zu leuchten. Bist ein kleines Sternlein – aber doch ein Licht. Bist ein Fünklein – aber dennoch Licht! Licht ... Die Welt der Seele muss sich bewegen lernen um die eine Sonne. Weil wir uns selber zum Mittelpunkt mach-

ten und diese Erde und ihre Krakelkultur so wichtig nahmen, sind wir im Dunkel. Weil wir keine Sonne als haltendes, führendes Gestirn haben, darum sind wir nicht erleuchtet. Du musst dich aufgeben – dann findest du dich; du musst kreisen und wandeln – dann wirst du strahlen. Es ist so einfach und so schwer. Wer es wagte, sich Gott auszuliefern, findet sich in ihm. Unfrei werden und in die Bahn einer Sonne gerissen werden, heisst frei sein und in Harmonie schweben dürfen und sein innerstes Gesetz gefunden haben. (423)

In dieser von der Mystik beeinflussten Theologie suchte Wolfensberger Frieden und Versöhnung mit seinem Schicksal. Er, der auf seine grosse Liebe verzichten musste und der sich in seiner Liebe zu den Münstertalern betrogen sah, konnte im «Aufgeben und Ausliefern» seinem Leben Sinn geben. Dieser Glaube scheint ihn am Ende seines Lebens getragen zu haben. Im Spätherbst 1918 musste er, nachdem er schon einmal an der Grippe erkrankt war, mit der Möglichkeit eines frühen Todes rechnen. Er wollte mit sich und seinem Gott versöhnt sterben und verstand sich nun als einen durch Leiden Gereiften. In seinem letzten Brief an Lejeune (20. November 1918) schrieb er:

Und doch weiss ich schon heute, dass all dies sein musste, und ich spüre, dass bald «die Zeit erfüllt sein wird», wo die Gegengabe da ist. Aus diesem Kaiserschnitt der letzten Jahre, aus der Blutlache heraus kommt etwas ... Bloss das allein hilft, zuletzt mit sich selber ins reine kommen zu können und den Einklang zu finden mit der einen Macht, die einen mit Mutterarmen zieht und die noch in der Ferne ist, aber immer näher rückt; mit ihr Kontakt gefunden zu haben heisst hell werden und strahlen. (490)

Auch diese Textstelle ist nicht frei von Pathos und Selbststilisierung. Als Gegengabe für sein langes Leiden erwartet Wolfensberger, hell zu werden und zu strahlen – eine intensivierte Form des «Glanzes» in seinen frühen religiösen Erzählungen. Mit weniger hat sich Wolfensberger nie zufrieden gegeben.

Lejeune findet unter den letzten Gedichten einige, «welche geradezu ergreifend die innere Ruhe und den inneren Frieden zum Ausdruck bringen, die William Wolfensberger in dieser Zeit seiner letzten Reife erlangen durfte» (489). Rücken wir etwas von Lejeunes (und auch Wolfensbergers!) Pathos ab, und halten wir uns zum Schluss an das «Abendlied». Es zeigt Wolfensbergers Willen, Friede zu machen und zu leuchten. In seiner Einfachheit wirkt es ehrlich und berührend:

Nun liegt die Stadt verdunkelt,
Still wird's in dem Quartier,
Aus jedem Fenster funkelt
Ein goldig Licht herfür.
War Dunkel dir beschieden,
War Leid dir zugetan,
O Herz, mach nun den Frieden
Und fang zu leuchten an.

Umschattet liegen Gassen
Und Giebel weit herum,
In lichterlosen Strassen
Geht nun der Nachtmahr um.
Doch innen ward es helle,
Die Fenster sind erwacht,
Wie eine goldne Welle
Strahlt es in diese Nacht.

Durchleuchtet wird von innen
Die Nacht, ob noch so dicht,
Verborgen im Beginnen
Wird doch die Strasse licht.
Und war es dir beschieden,
Dass dunkel Weg und Bahn,
O Herz, mach nun den Frieden
Und fang zu leuchten an.

Anmerkung

(1) Ich zitiere, wenn nicht anders vermerkt, nach der Ausgabe Lejeunes; K mit Seitenzahl meint die Biographie Konzelmanns.

Fast alle Zitate entstammen der Wolfensberger-Ausgabe von Robert Lejeune, Frauenfeld 1964; jene mit einem K vor der Seitenzahl der Wolfensberger-Biographie von Max Konzelmann, Erlenbach-Zürich 1924. Probst bezieht sich auf das von Charles Linsmayer herausgegebene Wolfensberger-Lesebuch mit dem Titel «Eingeklemmt zwischen Unmöglichkeit und Sehnsucht», Frauenfeld 2007.